

JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Dreißig Jahre

Erstdr. 1919
(Auszug)



JOSEF SVATOPLUK MACHAR

Geb. 1864 in Kolin, gest. 1942 in Prag

Nach der Matura und dem Militärdienst (1886–1889) übersiedelte der Sohn eines Müllers nach Wien, wo er bis 1918 bei der Bodencreditanstalt als Bankbeamter arbeitete. Seine Abneigung gegen die Stadt drückte er in dieser Zeit vor allem in Gedichten aus. Während des Weltkriegs gehörte er der tschechischen Geheimorganisation „Maffia“ an und wurde 1916 wegen staatsfeindlicher Tätigkeit eingekerkert. Die Zeit der Haft beschrieb er in dem Buch „Kriminál“ (1918, deutsch: K. u. K. Kriminal, 1919). Nach der Rückkehr nach Prag übte er von 1919 bis 1924 die Funktion eines Generalinspektors der tschechoslowakischen Armee aus. Machar, der 1882 als Lyriker debütiert hatte, aber auch als Journalist und Publizist tätig war, wurde in den neunziger Jahren zum Hauptvertreter des kritischen Realismus und gehörte als solcher zu den maßgeblichsten Repräsentanten der „Česká Moderna“ (Tschechische Moderne). Seine wichtigsten Werke entstanden in Wien: der Gedichtband „Confiteor“ (1887), vier Bücher Sonette, die 1903 unter diesem Sammeltitle – „Čtyři knihy sonetů“ – erschienen, seine politische und soziale Lyrik, „Tristium Vindobona I–XX“ (1893), „Zde by měly kvést růže ...“ (Hier sollten Rosen blühen ..., 1894), sowie „Magdaléna“ (1894, deutsch 1905), ein Versroman zum Thema der Prostitution. Nach seiner Rückkehr nach Prag veröffentlichte er 1919 drei Bände Feuilletons und Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Wien, „Videň“, „Videňské profily“ (Wiener Profile) und „Třicet roků“ (Dreißig Jahre), auf die er 1927 weitere Memoiren, „Pět roků v kasárnách“ (Fünf Jahre Kasernenleben), folgen ließ.

[„WIR QUARTIERTEN UNS IM HOTEL HAMMERAND EIN ...“]

Wir quartierten uns im Hotel Hammerand ein. [...] Und nun begannen wir in dieser fremden Stadt irgendwie die Scheu abzulegen. Wie ein Mensch, der schwimmen lernt, von Tag zu Tag versucht, weiter in den Strom vorzudringen, gingen wir Morgen für Morgen aus dem Hotel, immer weiter und weiter weg, tauchten in die Gassen ein, in den Lärm und in das Menschengewimmel, schauten nach Häusern und Geschäften aus, suchten Punkte, an denen wir uns beim nächsten Mal orientieren würden, kurzum, wir waren bedacht, den Körper und die Seele der unbekanntenen Stadt kennenzulernen, die nun unsere Heimat sein sollte.

Auf die Ringstraße, den Graben, in die langen Straßen in den Bezirken, in die Kirchen, Museen, die Parks, zu den Monumenten gingen wir.

Eine große ausgedehnte Stadt – aber es ist nicht Prag. Das hier, das ist ein großes Camp von Häusern, die in manchmal geraden, manchmal krummen Reihen von Gassen Habtacht stehen, ein Haus wie das andere, ihre Uniform ist keineswegs etwas Besonderes, einmal sauberer, einmal schmutziger, hie und da steht neben und zwischen ihnen wie ein Korporal eine Kirche, hie und da, wie ein Offizier, ein Palais, ein Bauwerk – die Universität, das Parlament, die kaiserlichen Museen, der Neubau der Hofburg, des Burgtheaters – aus allen Zeiten und Kulturen zusammengetragene Stile ohne Patina der Vergangenheit, ohne Charakter und Tradition, ein Leben ohne Geschichte und ohne inneren Sinn – das ist nicht Prag, das ist nicht unser Prag.

Dem Abend zu, wenn sich der Himmel rötete, kam die Traurigkeit. Die Seele dieser Stadt war mir fremd, sie sprach nicht zu mir, und wenn sie zu mir sprach, war sie mir zuwider. Es war die Seele eines Weibes, das sich aushalten ließ, das sich in seinem Luxus bemüht, den Eindruck einer vornehmen Dame zu erwecken. Und wieder erinnerte ich mich und verglich: Prag ... eine ausgeraubte und verarmte Adelige, sie lebt und kämpft armselig um jeden Tag ihres Lebens, aber sie ist eine Adelige, hat eine ehrenvolle Vergan-

genheit, und ehrenhaft ist auch die Armut ihres Heute. Mit jedem Wölkchen, das gegen Norden schwamm, wäre ich gerne zurückgekehrt, ich beneidete die Vögel um ihre Flügel und um ihre Freiheit.

Wenn es dunkel wurde, mischten wir uns in das Gewoge der Menschen auf der Ringstraße. Der wollüstige Körper der Stadt legte seine Juwelen an. Gelbe Lichterketten brannten auf den Straßen über den Köpfen, die Geschäfte gossen ihre Lichter über die Gehsteige, die Auslagen strahlten in ihren Farben, es leuchteten die Fensterreihen, die Laternen der Kutschen, die Räder der Tramwaywagen rasselten, auf den Trottoirs wimmelte es von einer Unmenge von Gestalten, Männern und Frauen, bunt schillerten die gedämpften Farben der Toiletten, Gespräch und Lachen rauschten, und über allem glitzerten hoch oben in der Finsternis die herbstlichen Sterne. Nur diese Sterne waren die gleichen wie bei uns – sonst war alles fremd, so kalt und feindselig fremd.

Kein Wunder, daß man es für ein besonderes Geschenk hielt, wenn einem dann auch nur etwas träumte von Prag ...

Auch das Verlangen, wieder einmal eine Unterhaltung in tschechischer Sprache zu hören, stellte sich ein.

Wir begaben uns in den Bezirk Favoriten. Eine meiner wenigen Kenntnisse über Wien bestand darin, daß in diesem Bezirk Landsleute wohnten. Wir kamen dort an, schritten durch die Straßen, lasen die Firmennamen und Aufschriften – nichts, nichts. Es war Mittag, wir beschlossen, essen zu gehen, vielleicht würden wir zu dieser Zeit irgendwo jemanden finden. Ich fragte einen Wachmann, wo es hier ein tschechisches Gasthaus gäbe. Er zeigte mir: „*Do geh'n die Böhm' 'nein.*“ Ein schmutziges Wirtshaus, auf dem Tisch ein dreckiges Tischtuch, der Kellner ohne Rock. Am Nebentisch essen zwei Männer, sie sind mit ihrer Mahlzeit fertig, und einer konstatiert: „*Ty knedlíky nestály dnes za nic.*“ – „Die Knödel hab'n heute nichts g'haß'n.“ Der erste Satz in der Muttersprache, den ich in Wien vernehme. Die Wirtin erzählt mir anschließend – auch auf tschechisch, aber schon ziemlich mit Wienerisch durchsetzt –, daß hier viele Böhmen herkommen, etliche Beamte aus den nahen Fabriken, „Krowotinnen“, die aus Mähren zu den Märkten anreisen, ein paar Vereine haben hier regelmäßig ihre Treffen, „*Favoriten jsou lauter Čechy*“ – ganz Favoriten besteht aus Tschechen.

Ein zweites Mal fuhren wir nicht nach Favoriten – die Sehnsucht nach Landsleuten war mir vergangen. Unsere Entdeckungsreisen

setzten wir aber fort. Wir gingen in die Vorstädte – Wien war damals noch nicht Groß-Wien –, wir besuchten und besichtigten Währing, Döbling, Hernals, Ottakring, fuhren nach Schönbrunn, in den Prater und auf den Kahlenberg. Dort ereignete sich sozusagen die „Empfängnis“ jenes Gedichts, das ich drei Jahre später schrieb und das einer der bekanntesten Texte meiner „Tristia“ ist.

Nach diesen Ausflügen stellte ich einen Reiseführer durch Wien zusammen: Die Ringstraße abfahren, Schönbrunn und den Prater besuchen, auf den Kahlenberg fahren – und Sie haben alles gesehen, was sich Wien nennt. Jahrelang habe ich dann jedem, der Wien zum ersten Mal besuchte und es kennenlernen wollte, diesen Führer mündlich weitergegeben – er war für jeden ausreichend, jeder von ihnen war in zwei Tagen mit Wien fertig.

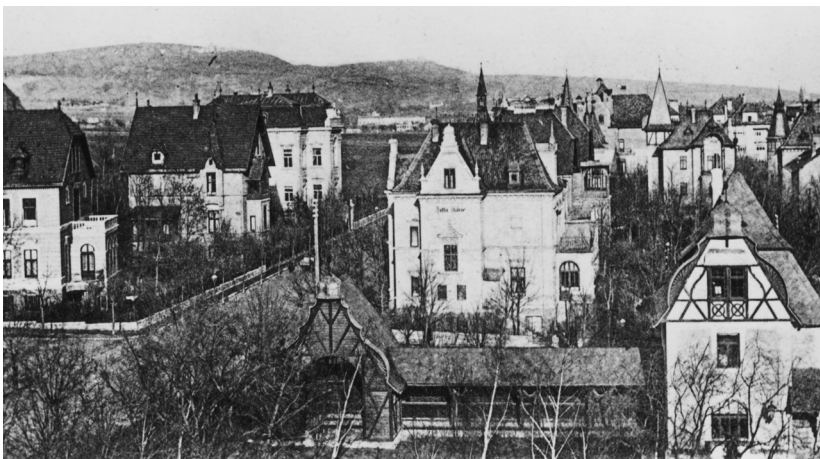
Die Gemäldegalerie befand sich damals im Belvedere, dem ehemaligen Lustschloß des Prinzen Eugen. Ich besichtigte auch sie und fügte sie dem Verzeichnis meines Reiseführers hinzu (für jene Personen, die sich in Wien einen Vormittag länger aufhalten wollten). Ich hatte mich dort in Velázquez verliebt – eine Liebe, der ich während der ganzen Zeit meines Wiener Aufenthalts treu blieb. [...]

Kramář hatte einmal zu mir gesagt: „Sie werden wahrscheinlich bald hinter die Linie übersiedeln.“ Ich hatte damals nicht begriffen, warum, aber bald nahm ich wirklich Abschied von der Stadt und zog hinter die „Linie“, die Verzehrungssteuerlinie. Und zwar auf den Währinger Gürtel, wo ich ein Stück Land – eine herrliche Wiese – unter den Fenstern vor mir hatte (die Stadtbahn gab es zur damaligen Zeit noch nicht). Als man mit dem Bau jener Bahn begann, zog ich noch weiter: ins Währinger Cottage. Dort war es schön, billig, ich wohnte gerne dort – aber eines Tages kam mein Nachbar, ein alter Lehrer, mit der Bitte, ich solle ihm meine Wohnung überlassen. Angeblich kehrten seine Töchter nach Hause zurück, die bisherige Wohnung würde ihm nicht ausreichen, und der Hausherr selbst wolle keine Entscheidung treffen ... Ich tat dem alten Herrn den Gefallen und fand mir eine Wohnung im alten Gersthof. Ein Garten und ein Weingarten gehörten dazu – ein idealer Wohnsitz. Und ich hätte mich nicht weggerührt, wenn der habgierige Hausherr nach einigen Jahren den Zins nicht erhöht hätte. Er tat es – und ich zog wieder um. Nach Neu-Gersthof. Und dort verbrachte ich zwölf Jahre, mein längstes Quartier in Wien. [...]



*Der Belvedere-Park mit Blick auf das
Obere Belvedere (um 1900)*

*Cottage-Panorama (Wien XIX),
um 1900*



Nach zwölf Jahren übersiedelte ich abermals. Und noch weiter weg von Wien. Nach Grinzing, Sandgasse 23.

Mit meinem früheren Hausherrn hatte ich mich, wie ich ihm ausdrücklich erklärte, „wegen der unüberwindlichen Abneigung“ entzweit, die ich allen Hausherrn gegenüber empfinde, die den Zins anheben. Auch diesen Hausherrn war dieses Gelüst überkommen, nämlich im Februar 1911, und sofort hatte er mir ein Brieflein geschrieben, daß er sich gezwungen sähe, die Miete der von mir bewohnten Wohnung um 360 K. zu erhöhen. Ich hatte ihm lakonisch geantwortet, daß ich mit dieser Idee keineswegs einverstanden wäre. [...]

Ich mietete eine Wohnung in Grinzing. Sympathische weiße Zimmerchen in einem neuen Haus, der Besitzer ist Tscheche, ein Architekt, der Hausmeister ein Tscheche, Sozialdemokrat. Grinzing wird zwar zu Wien gerechnet, aber so, als wäre Wysočan Prag einverleibt. Es war schon früher mein Lieblingsort in der Wiener Umgebung gewesen. Er liegt in einem kleinen Tal, die Hügel, die hinter ihm zum Kahlenberg aufsteigen, sind von Reben bewachsen, und ihr goldenes Blut genießt bei den Wienern den besten Ruf. In den Gärtchen und Höfen der Grinzinger Hauer drängen sich während der Zeit, da über dem Tor eine Stange mit einem Buschen aus Nadelreisig ausgesteckt ist (was bedeutet, daß der Heurige ausgeschenkt wird), Menschen beiderlei Geschlechts und aus allen Ständen und sie trinken und trinken und trinken, Sänger singen, ein Quartett spielt Melodien aus der Lustigen Witwe und andere moderne Schlager, Brezelverkäufer und Mandolettimänner quetschen sich zwischen den lärmenden Zechbrüdern hindurch und schreien ihnen die Ohren voll, und so spielt es sich vierzehn Tage lang Abend für Abend bei diesem Weinbauern ab, die nächsten vierzehn Tage bei einem anderen, Stühle, Flaschen, Kellner, der übriggebliebene Wein und das treue Publikum übersiedeln von Hof zu Hof, von Garten zu Garten. – Grinzing genießt einen vorzüglichen Ruf. Und das schon seit langem. Es war das Ausflugsziel der Wiener Künstler in den Zeiten der illustren Tradition. Der sauertöpfische Grillparzer, der unweit meines jetzigen Domizils vor hundert Jahren mit Freund Beethoven gewohnt hatte, trug nachher schon bis an sein Lebensende seine herbstzeitlosenartigen Stimmungen hierher und ertränkte sie im goldenen Naß; Beethoven hatte später in allernächster Umgebung eine Reihe seiner mehr als zahlreichen Wohnungen und lief hier über die sonnigen

Hügel, mit gesenktem Kopf, den Schopf vom Wind zerzaust, Zylinder und Stock am Rücken zwischen den Händen haltend und »den Blick auf den Staub des Weges geheftet und dem Spiel eines Ozeans aus Tönen nachhängend«; Franz Schubert saß hier immer mit Bauernfeld und dem Maler Schwind; Lenau pflegte am Sonntag herzukommen mit Sophie von Löwenthal und ihrem Mann – wie damals, so pilgern auch heute Maler, Schauspieler, Literaten her und mischen sich unters „gemütliche“ Wiener Volk, dessen *Gemütlichkeit* nach ein paar Gläschen die üppigsten Blüten treibt. Sonntag für Sonntag, Feiertag um Feiertag ist hier eine regelrechte Völkerwanderung, die bald nach dem Mittagessen beginnt und weit nach Mitternacht endet.

Das Gebäude, in dem ich wohne, steht an einer weißen Landstraße. Jenseits der Straße breitet sich eine Wiese aus, die Wiese ist gelb von Löwenzahn. Hinter der Wiese eine Allee, einige Villen, dahinter ein Berg. Er heißt Hungerberg. Seine Flanken sind mit Gärten bedeckt, und die Bäume darin sind in Blüten gehüllt. Die Zwetschenbäume in weiße, die Pfirsichbäume in rosa. Und das junge Grün der Bäume hat alle möglichen Schattierungen, vom Hellgrün der Birken bis zum dunklen Grün der Nußbäume. Oben auf dem Hungerberg gegenüber meinen Fenstern steht ein hohes Haus, es ist schmal, so daß ich immer das Gefühl habe, ein starker Wind müßte es umstoßen, am Abend, wenn es erleuchtet ist, sieht es aus wie eine riesige Laterne. Aus meiner früheren Wohnung war ich ohne Trauer und Bedauern ausgezogen. Nach zwölf Jahren ganz hart und fremd. Ich hatte so manches dort erlebt, angenehme Dinge, unangenehme – aber die Erinnerungen sind tot. Und selten fällt mir ein, daß ich je woanders gewohnt habe als hier, in Grinzing. Aber Wurzeln schlug ich hier genauso wenig wie dort. Ich habe mich in Wien überhaupt nie eingefügt, und wenn ich wieder übersiedeln müßte, wird es ruhig und ohne Wehmut geschehen. Die Zugvögel nisten nicht in den Landschaften des Südens – –

Ja, die Vögel. Da fällt mir etwas ein. Als ich im Frühjahr 1911 hierher übersiedelt war, geschah es einmal anfangs Juni, daß ich ungefähr gegen drei Uhr früh erwachte, aufstand und an die offenen Fenster trat. Es war im Morgengrauen, und da und dort flackerte gleichsam blind eine Laterne, und überall tiefe Stille. Und in diese Stille ertönte ein Vogelkonzert – Gott, welches Konzert! Aberhunderte Vogelstimmen, Amseln, Drosseln, Finken und überhaupt alles, was singen kann, und alle sangen so harmonisch, so

aufeinander abgestimmt, als hätten sie sich verabredet und eigens geübt. Und Gräser, Bäume, Sträucher schiefen nicht, – nein, ich fühlte in dieser Stille, daß sie lauschten und so lauschten, daß sie den Atem verhielten. Und die Luft bewegte sich nicht, und die Wölkchen am Himmel standen still. Ein großer feierlicher Augenblick, und ohne einen einzigen Menschen und deswegen so prächtig, weil menschenleer. Im Osten lag ein rötlicher Streifen, der Himmel war licht, die Dämmerung schon ein wenig vom Tag durchsetzt – trotzdem hob sich jedes Blättchen, jede Blume, jedes Gräschen deutlich ab. Und die Vögel sangen verzückt, als wollten sie ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Freude am Leben hinaus-singen. –

Und als der Lampenanzünder erschien, um die letzten blinden Laternen zu löschen, und der erste Milchwagen rasselte, verstummte ihr Gesang.

Nacht für Nacht stand ich so auf und lauschte. Und als im neuen Jahr der Juni wiederkehrte, lauschte ich wieder. –

Ja, das noch: Vierzehn Tage nach meiner Übersiedelung stürzte ein nervöser Herr, ein Deutscher, zu mir in die Kanzlei. Er stellte sich vor. Von – der und der. Daß er nach mir die Wohnung in der Scheidlstraße habe, und ich möge ihm, um Gottes Willen, sagen, wie ich es ausgehalten hätte, mit diesem Hausherrn und seiner Familie zwölf Jahre zu leben. Er sei dort angeblich vierzehn Tage und sie hätten schon drei Streitereien gehabt, solche Streitereien, daß das Haus gezittert habe ...

Auch meinen ehemaligen Hausherrn sah ich bald darauf wieder. Er erzählte mir, daß er bauen werde, daß mein Nachfolger in der Wohnung ein schrecklich diffiziler Mensch sei, daß dessen Frau seiner Gattin (der Hausherrin) spüren lasse, daß sie die Tochter eines Oberst wäre, und überhaupt hätte ich angeblich nicht wegziehen sollen. Daß heilige Ruhe und Frieden im Haus geherrscht hätten, und jetzt – –

Na also. –

Und ich freue mich auf Konzerte, bei denen ich unter den Menschen sicher der einzige Zuhörer bin.